

Waldenburger Zeitung

Fernsprecher 3

(Waldenburger



Wochenblatt)

Fernsprecher 3

Publikationsorgan

der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie von Amts- und Gemeindevorständen des Kreises Waldenburg. Postfachkonto: Breslau Nr. 10073. Konto bei: Ortspostkasse der Stadt Waldenburg, Waldenburger Handels- u. Gewerbank, Bankhaus Eichhorn & Co., Kommunalständische Bank.

Erscheint täglich

mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen. Bezugspreis vierteljährlich 4,90, monatlich 1,65 M. frei Haus. Preis der einseitigen Zeile für Inserenten aus Stadt und Kreis Waldenburg 30 Pfg., von auswärts 35 Pfg., Vermietungen, Stellengesuche 25 Pfg., Reklameteil 1 M.

Eine bedeutungsvolle Rede im französischen Parlament.

Rückkehr zur Vernunft in Frankreich.

Berlin, 16. September. In der französischen Kammer hielt Minister Luchaire eine wichtige Rede über das gegenwärtige Verhältnis Deutschlands zu Frankreich und über die Grenzen der Leistungsfähigkeit Deutschlands. Seine Ausführungen waren von stark persönlicher Seite getragen und werden deshalb von der französischen und englischen Presse eingehend besprochen.

In Deutschland ist sich niemand darüber im klaren, daß Frankreich und wir, trotz allem, was der Krieg uns gebracht hat, auch in Zukunft aufeinander angewiesen bleiben. Jenseits der Vogesen aber findet man nach wie vor ein fast verwehendes Vergnügen daran, uns immer von neuem zu Gemüte zu führen, daß wir der geschlagene Teil sind, und niemand trägt dieser Meinung geschwiegen und bereitwilliger Rechnung, als Herr Clemenceau, der sich seine Popularität bis zu seinem unehrerbietigsten Angriffen, aber bis auf weiteres wohl nicht zu erwartenden Rücktritt vom politischen Leben erhalten will. Man hat sich aber nicht nur bei uns, sondern auch im neutralen Ausland in steigendem Maße darüber geäußert, daß die Politik Frankreichs gegen uns wirklich nicht das gegebene Mittel ist, um ein künftiges Zusammenarbeiten zu erleichtern, und man hat das in der letzten Zeit vor allem gelegentlich der großen Bilanzrede des französischen Finanzministers Klotz getan, der dem verächtlich aufstrebenden Lande eine imponierende Rechnung über die Abergroßheit von Milliarden aufweist, die Deutschland an Frankreich zu bezahlen habe. Man sprach von Spielereien des Leiters der französischen Finanzen, und gab dem Zweifel Ausdruck, ob man denn selbst in Frankreich derartige Summen für bare Münze nehmen könne. Es ist daher besonders zu begrüßen, daß es in der Tat Leute zu geben scheint, die auch von der Pariser Luft nicht daran gehindert werden, die Dinge nüchterner zu sehen. Der französische Minister Luchaire, der bis in die letzte Zeit an hervorragender Stelle die Verhandlungen mit Deutschland über die Ausführung der Friedensbedingungen geführt hat, äußerte sich in der französischen Kammer in ausführlicher Weise, aber in wesentlich anderem Sinne über das Problem, wie viel Deutschland zu zahlen habe. Zum ersten Male wurde von maßgebender französischer Seite durch ihn jähgähnd, daß es für unsere Leistungsfähigkeit eine Grenze gebe. Zum ersten Male wurde gesagt, daß man von uns nicht nur fordern dürfe, sondern uns auch unterstützen müsse. Zum ersten Male wurde zum Ausdruck gebracht, daß Deutschland bis 1914 einen unersättlichen Hunger gelitten habe, und daß es die Leistung wieder zu erreichen suchen werde, wenn es nicht durch verblendete Nachsicht dem endgültigen Zusammenbruch zugetrieben wird. Herr Luchaire ging sogar so weit, offen auszusprechen, daß Deutschland sich auf das Loyale bemühe, die eingegangenen Pflichten zu erfüllen. Eine solche Sprache ist wahrhaft geeignet, die Abkehrung eines vernünftigen Verhältnisses zu fördern, und nur wenn die Luchaire in Frankreich das Übergewicht über die Clemenceau und Klotz erhalten, wird Frankreich davor bewahrt bleiben, daß es mit dem Bankrott Deutschlands den eigenen verweigert.

Frage des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Frankreichs.

Luchaire führte folgendes aus: Wird Deutschland zahlen, kann Deutschland zahlen, will Deutschland zahlen? Das seien die drei Fragen, die gestellt werden müßten. Einige von Frankreichs Alliierten hätten erklärt, Deutschland könne alles bezahlen und müsse alles bezahlen. Aber als man sich um den Verhandlungstisch versammelt habe, hätte man bald erkannt, daß es auch eine Grenze der Leistungsfähigkeit für Deutschland gebe. Haben wir diese Grenze überschritten, oder haben wir sie erreicht, so fragt Herr Luchaire. Man habe den Unterhändlern die verschiedenartigsten Vorwürfe gemacht, die einen hätten gesagt: Ihr habt nicht genug verlangt, die anderen: Das was Ihr verlangt, könnt Ihr niemals bekommen. Nach seiner Ansicht habe man von Deutschland das verlangt, was es nach den ökonomischen Voraussetzungen zu zahlen in der Lage sei. Gewiß, die Ziffern, die genannt worden seien,

nähmen sich fast traumhaft aus.

Man spreche von Milliarden, aber man müsse auch bedenken, daß der Wert der Waren sich seit 1914 verdreifacht habe. Wenn man von Deutschland 18 Milliarden Goldmark alten Wertes während 20 Jahren verlangen wolle, so sei das unmöglich, aber wenn man sie nach dem neuen Wert berechne, so sei das durchaus möglich. Wenn das gegenwärtige Deutschland, da ein Bezug auf seine Industrie etwas ins Schwanken geraten sei, sich wieder erholt haben werde, dann werde es wieder schöpferisch, arbeitsam und organisationskräftig sein. Es werde sich nach einer Schwantung von etwa fünf bis sechs Jahren wieder herausgearbeitet haben. Von 1875 bis 1910 habe sich die Bevölkerung Deutschlands um 52 Prozent vermehrt, seine Sterblichkeitsziffer jedoch um 33 Prozent vermindert. Von 1891 bis 1911, also im Zeitraum von 20 Jahren, sei sein Außenhandel von drei Milliarden auf neun Milliarden gestiegen. Die Zahl seiner Arbeiter habe sich im 25 Jahren von 820 000 auf 2 050 000 gesteigert. Die Zahl seiner vierjährigen Arbeiter habe sich verdoppelt. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft sei

die deutsche Anstrengung geradezu bewundernswürdig

gewesen. Luchaire rief aus: Wenn man diese Kurve ins Auge faßt, in der Entwicklung eines Volkes, glauben Sie denn, daß selbst, wenn wir versuchten, während mehrerer Jahre eine Errennungslinie aufzuzeichnen, daß diese Kurve nicht wieder sofort wieder ihre aufsteigende Linie annehmen würde?

Deutschland muß uns alle aus unseren Probieren weggeführten Gegenstände zurückgeben. Diese Zurückführung hat begonnen, und sich nur erklären, daß uns die deutsche Regierung die loyalste Unterstützung zuteil werden läßt, um diese wieder ausfindig zu machen und sie uns wieder zurückzugeben. Für 3 Milliarden Werte haben wir bereits bekommen, und außerdem sind 460 000 Tonnen industrielles Material wiedergefunden worden.

Die deutschen Fabriken werden für die Wiederherstellung unserer verunsteteten Fabriken arbeiten. Deutschland wird uns viel liefern.

Eine wichtige Frage ist die der Schiffe, die Frage der Verteilung der deutschen Handelsflotte wird von der Wiedergutmachungskommission geregelt werden. Bevor aber die Verteilung vorgenommen wird, wird man uns sowohl Tonnage geben müssen, wie wir vor dem Kriege hatten.

Die Zerstörung unserer Bergwerke beraubt uns um die Hälfte unserer Kohlenförderung. Wir erhalten deshalb von Deutschland in den ersten 5 Jahren je 20 Millionen Tonnen und in den darauffolgenden 5 Jahren je 8 Millionen Tonnen. Das Erträgnis unserer Bergwerke in den Norddepartements wird 1922 wieder normal sein. In dem Pas de Calais ist die Lage weniger hoffnungsvoll. Dort ergaben unsere Bergwerke 12 Millionen Tonnen, 1922 werden sie nur noch 6 Millionen Tonnen liefern können. Er

hoffe aber, daß man im Jahre 1924 alle Bergwerke instand gesetzt haben werde. Man müsse außerdem bedenken, daß Deutschland außer den 20 Millionen Tonnen Wiedergutmachung auch noch die 7 Millionen Tonnen liefern müsse, die man vor dem Kriege aus Deutschland jährlich bezogen habe. Luchaire sagte: Andere Unterhandlungen seien jetzt im Gange, um Frankreich das zu schaffen, was es notwendig habe. Aber schwierig sei die Frage des Kohlenverkehrs. Man werde versuchen, Kohlen auf dem Wasserwege über Rotterdam, Antwerpen und Straßburg abzubefördern. Unter diesen Umständen glaube man, im Monat 1 600 000 Tonnen transportieren zu können. Nach seiner Ansicht werde im Künzte

Deutschland 44 Millionen Tonnen jährlich

ausführen können. In fünf oder sechs Jahren aber könne diese Ziffer verdoppelt werden, das bedeuete einen Wert von jährlich 5 Milliarden. Hier verfüge also Deutschland über ein gutes Zahlungsmittel.

Der Minister verbeugte sich alsdann über das System der Bons. Bis zum 1. Mai 1921 müsse Deutschland 25 Milliarden Franks bezahlen. Die Wiedergutmachungskommission werde darüber wachen, daß dies reiflos geschehe. Die Bons seien kein Zahlungsmittel. Sie stellen nur ein Schuldanerkenntnis und eine Schuldgarantie dar. Die Zahlungen, das seien die Summen, die Deutschland abzuführen werde. Wenn man von Deutschland alle Wiedergutmachungen erlangt habe, dann werde, wenn man den Markfuß mit 85 Centimes berechne, der deutsche Steuerzahler jährlich 875 Mark Steuern zahlen, der französische jedoch nur 550.

Das seien die wirtschaftlichen Markeln des Vertrages, es frage sich nun,

welche Politik Frankreich dem neuen Deutschland gegenüber

vertreten müsse, damit der Friedensvertrag von Versailles ausgeführt werden könne. Es sei vor allen Dingen notwendig, daß Deutschland arbeite, und dann müsse mit Sorgfalt geprüft werden, welche Bedürfnisse Deutschland in Bezug auf Rohmaterialien habe. Diese Prüfung müsse würdig, aber nicht engherzig vorgenommen werden. Man müsse die französischen Rechte verteidigen, aber auch bedenken, daß man Deutschland die Mittel in die Hand geben müsse, die seinen zu bewahren.

Wirtschaftlich stelle sich das Ergebnis des Friedensvertrages, wenn man das Fazit ziehen wolle, wie folgt dar: Das Erträgnis an Eisen sei verdoppelt worden, es vermehrte sich um 17 Millionen Tonnen für die Kohlen und Frankreich erhalte in Bechelbronn seine erste Petroleumquelle. In Bezug auf Stahl erhöhte sich die französische Produktion auf 11 400 000 Tonnen. Sie werde also gleich mit der Deutschlands, das vor dem Kriege dreimal mehr, und gleich mit der Englands, das vor dem Kriege zweimal mehr als Frankreich produzierte. Frankreich werde also, was Minerallerze anbetreffe, der erste Produzent der Welt, und was Stahl anbetreffe, der zweite, für Baumwolle erhöhte sich Frankreichs Exportmöglichkeit von 60 000 Tonnen auf 92 000 Tonnen, und es finde genügend Düngemittel für seine Landwirtschaft. Er glaube, daß man in einigen Jahren 1 200 000 Tonnen Düngemittel ausführen könne. Wenn man also mutig aus Werk des Wiederaufbaues gehe, dann müsse Frankreich auf dem Gebiete der Schwerindustrie und der Landwirtschaft exportierendes Land werden. Von den 5 Millionen Hektar, die mit Getreide bepflanzt würden, müßten 4 Millionen für den eigenen Bedarf reichen. Es ist aber notwendig, die Wasserstraßen und die Eisenbahnen auszubauen und man müsse auch einen Teil der letzteren elektrifizieren. Der Vertrag sei also nicht das mittelmäßige Werk, von dem man gesprochen habe. Mit diesem Hilfsmittel könne Frankreich groß, glücklich und friedlich werden. Der Redner erntete starken Beifall.

Nach ihm begann Abgeordneter André Lesbre eine Rede, in der er sich mit der Entwaffnung Deutschlands beschäftigte.

Der Wortlaut der Rede Luchaires.

Versailles, 16. September. (W.Z.) In der in der französischen Kammer fortgesetzten Debatte über die Ratifizierung des Friedensvertrages ergrieff Minister Luchaire das Wort zu einer großzügigen Rede. Er behandelte zuerst das Problem der Wiedergutmachung und alsdann die

Die Neuordnung des Heeres.

Die weiter fortschreitende Auflösung des alten Heeres und die Umformierung der Reichswehr auf Grund der Friedensbestimmungen verursachen im gesamten Deutschland augenblicklich eine gewaltige Umwälzung. Neben den augenblicklichen Stand der Organisation ist folgendes mitzuteilen:

Mit dem 1. September 1919 hat das Reichswehrministerium den Befehl übernommen. Die alten Bundesstaatlichen Kriegswaffenministerien bleiben bis 1. Oktober als Reichswehrbefehlshaber, ausgerüstet mit bestimmter Befehlsgewalt, bestehen. Am 1. Oktober 1919 gehen sie ein, nur als Auflösungsämter führen sie die Auflösung ordnungsmäßig zu Ende.

Dem Reichswehrministerium unterstellt haben vier Reichswehrgruppenkommandos den Befehl in ihren Gebieten übernommen. Reichswehrgruppenkommando 1 mit seinem Sitz in Berlin umfaßt Mittel- und Süd-Ost-Deutschland; Reichswehrgruppenkommando 2 in Cassel West-Deutschland, Reichswehrgruppenkommando 3 in Stettin das Gebiet der Ostseeküste, Reichswehrgruppenkommando 4 in München Bayern. Die in den Gebieten befindlichen Generalkommandos sind den Reichswehrgruppenkommandos unterstellt. — Am 1. Oktober 1919 gehen die alten Generalkommandos ein. Aus ihnen gebildete Auflösungsämter arbeiten dann nur noch an der Auflösung des alten Heeres.

Die Reichswehr-Brigaden sind augenblicklich in der Umformierung begriffen. Eine große Zahl der bisherigen Reichswehr-Brigaden geht auf Grund der Friedensbedingungen ein. Ihre Bestände, sowie bewährte Freiwilligen-Korps werden teilweise in die bestehen bleibenden Reichswehr-Brigaden eingegliedert. Vom alten Heere fallen die bisherigen höheren Aufstellungsstäbe am 1. Oktober 1919 fort. Von den alten Regimentern müssen Abwicklungsklassen in möglichst geringem Umfange noch einige Zeit bestehen bleiben. Sie sind unbedingt erforderlich zur Erledigung der zahlreichen Versorgungsanträge. Bei der Rückkehr von rund 800 000 Kriegsgefangenen wird sich ihre Arbeit noch erheblich steigern. Die Arbeit bei den Abwicklungsklassen ist so groß, da sie nicht nur die Geschäfte ihrer ehemaligen Regimente abwickeln, sondern jeder von ihnen noch eine große Zahl früherer Reformformationen zugewiesen ist.

Das Gebiet des Reichswehrgruppenkommandos 2 umfaßt die Provinzen Hannover, Westfalen und Hessen, die darin liegenden Bundesstaaten, den westlichen Teil der thüringischen Staaten und Württemberg. Die Provinzen und Württemberg erhalten je eine Reichswehr-Brigade, Westfalen Nr. 7, Hannover Nr. 10, Hessen Nr. 11, Württemberg Nr. 13. Die Brigaden üben vom 1. Oktober 1919 ab die Befehlsgewalt entprechend den bisherigen Generalkommandos aus. Außerdem bleiben noch Teile der Reichswehr-Brigade 31 (Westfalen), 14 (Baden) und 18 (Hessen-Nassau) als Besatzung der neutralen Zone mit besonderer Bewilligung der Entente für bis drei Monate nach Inkrafttreten des Friedensvertrages bestehen.

Der Zweck der Reichswehr wird oft verkannt. Es werden vielfach Anforderungen an sie gestellt, die rein Aufgabe der Polizei sind. Die Reichswehr ist keine Polizei und darf nicht zur bloßen Verstärkung der Polizei gebraucht werden. Ihr Einsatz erfolgt nach den Befehlen der Reichsregierung. Städte, die Reichswehr-Garnison haben, dürfen sich nicht darauf verlassen, daß diese nur sie allein schützt. Die Truppe wird sich vielmehr oft lange Zeit außer-

halb der Garnison befinden. Sicherheitspolizei und Einwohnerwehren sind die ersten Schutzmittel, die den Städten zur Verfügung stehen.

Aus Stadt und Kreis.

Waldenburg, 16. September 1919.

Entspannung der Lage in Waldenburg.

Der gestrige Tag hat erfreulicherweise zu einer Abkühlung der erregten Gemüter in unserer Stadt geführt. Wohl kam es auch am Nachmittag und in den Abendstunden auf dem Ring und auf der Charlottenbrunner Straße hier und da noch zu kleinen Aufläufen und Zusammenstößen mit den Militärpatrouillen, ohne daß jedoch ernstliche Ausschreitungen zu verzeichnen waren. Die Mannschaften bewiesen dabei, wie uns von verschiedenen Augenzeugen berichtet wird, in den meisten Fällen eine bewundernswürdige Ruhe und Geduld, obwohl es seitens gewisser Elemente an Drohungen und Beschimpfungen gegenüber den Soldaten nicht fehlte. Nur ganz besonders rabiaten Persönlichkeiten gegenüber sahen sich die Patrouillen genötigt, scharfer zuzugreifen. Natürlich entstand darüber bei den Hebern „große Entrüstung“, die aber durchaus nicht nötig war, denn in allen solchen Fällen wurde von dem Führer der Truppen sofort eine unparteiische Untersuchung der betreffenden Vorgänge zugesichert.

Am gestrigen Abend fand eine Versammlung der Vertrauensleute der Arbeiterorganisationen der Betriebe statt, die sich mit den Vorgängen in unserer Stadt beschäftigte. Außer dem Vorsitzenden des Gewerkschaftsverbandes Grütner, dem Parteisekretär Franz, dem Beigeordneten des Landrates, Schütz, nahm noch Erster Bürgermeister Dr. Erdmann und Regierungsdirektor Hoffmann als Vertreter des Landrates an den Verhandlungen teil. Gewerkschaftssekretär Grütner berichtete über die bekannten Ursachen der Erregung in der Arbeiterschaft, und verlangte die Gründung einer Arbeiterwehr zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung. Parteisekretär Franz bezeichnete als Wurzel des ganzen Übels das Wucherer- und Schieberwesen. Die Anwesenheit der Reichswehrruppen sei im gegenwärtigen Augenblick gerechtfertigt, denn die Soldaten seien nicht zum Schutze der Kapitalisten, sondern zum Schutze des besonnenen Teiles der Arbeiterschaft da, vor allem aber um Plünderungen zu verhüten, für die die Stadt mit jedem Pfennig Schadenersatz leisten müßte. Arbeitersekretär Franz schlug vor, Vertrauensleute aus den Reihen der organisierten Arbeiterschaft zu bewaffnen und den Reichswehrruppen beizugeben. Eine Zurückziehung der Truppen sei nicht möglich, solange keine Ersatztruppe geschaffen worden sei zur Übernahme des Sicherheitsdienstes, da sonst noch mehr Blut fließen würde. Es setzte nun eine sehr lebhaft zum Teil feierliche Aussprache ein, in der von ver-

schiedenen Rednern die sofortige Zurückziehung der Reichswehrruppen gefordert wurde. Bescheide dies nicht, würde nicht nur auf den Gruben, sondern auch in den Fabrikbetrieben die Arbeit eingestellt werden. Der Beigeordnete des Landrates, Schütz, tritt mit, daß der Reichskommissar Hürsing am Dienstag früh in Waldenburg eintrifften werde und schlug vor, die Besprechung am Dienstag vormittag in Anwesenheit des Reichskommissars im Kreisshaus weiter fortzuführen. Ferner beantragte er zu beschließen, daß die Truppen sofort zurückgezogen sind und die Übernahme des Sicherheitsdienstes durch die Vertrauensleute der Arbeiterschaft erfolgt. Erster Bürgermeister Dr. Erdmann sprach sich dahin aus, daß die Truppen sofort in ihre Quartiere zurückgezogen werden sollen, bis die Entscheidung über ihr weiteres Verbleiben gefallen ist. Bis dahin sollen die Vertrauensleute der Arbeiterschaft den Sicherheitsdienst übernehmen. Beide Vorschläge wurden zu einem verschmolzen und darauf folgender Beschluß einstimmig gefaßt:

Das Militär verbleibt in seinen Quartieren, bis die weitere Entscheidung über das Verbleiben der Reichswehr gefallen ist, die im Laufe des morgigen Tages in Anwesenheit des Reichskommissars Hürsing herbeizuführen ist. Den Sicherheitsdienst übernehmen die Vertrauensleute der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen. Sie sind durch Anknüpfen als Sicherheitsorgane kenntlich. Ihren Anweisungen ist unbedingt Folge zu leisten.

Der Beschluß wurde sofort in die Tat umgesetzt. Parteisekretär Franz übernahm die Organisation des Patrouillendienstes, zu dem sich mehrere hundert Vertrauensleute meldeten.

Von nachts 2 Uhr an sorgten die Arbeiterpatrouillen für Ruhe und Sicherheit. Ruhestörungen sind nicht vorgekommen.

Der heutige Vormittag

gestaltete sich erfreulicherweise in unserer Stadt so, daß die Hoffnung besteht, daß bald vollkommene Ruhe wieder einkehrt. Man sah kein Militär mehr auf den Straßen, dafür hatten die durch weiße Binden gekennzeichneten Vertrauensleute der Arbeiterorganisation den Sicherheitsdienst übernommen. Ihren Anweisungen wurde bisher Folge geleistet.

Ein beschlagnahmtes Flugblatt.

Auf Grund des Belagerungszustandes ersucht uns das Reichswehrrückzug Nr. 6 um Aufnahme folgender Erklärung:

„Die sozialdemokratischen Korporationen der Stadt haben am 15. September, abends, ein Flugblatt ohne Genehmigung des militärischen Befehlshabers zu veröffentlichen versucht, dessen Inhalt die Tatsachen in völlig entstellender Weise wiedergibt.

In dem Flugblatt heißt es, daß die Versammlung beschloffen habe, daß das Militär in seinen Quar-

Aus Krösus Gelehrt.

Der Weltkrieg hat mehr als alle Kriege der Vergangenheit zusammengenommen ein Geschlecht der „neuen Reichen“ heranwachsen lassen. Wie die „Pflze“ sind im Laufe der letzten Jahre die Millionäre aus dem Boden geschossen. Aber eine neue Erscheinung sind die im Finanzleben der Völker durchaus nicht. Millionäre hat es zu allen Zeiten gegeben und die Vermögen, die in der Vergangenheit in den Händen einzelner Privatleute angesammelt waren, standen den heutigen an Größe durchaus nicht nach.

Aus dem Rom der Kaiserzeit z. B. wird uns berichtet, daß ein frei gelassener Sklave Nero über ein Vermögen von 87 Millionen Mark verfügte. Natursächlich, dies sein Name, ist freilich überhaupt einer der reichsten Menschen des Altertums gewesen; gleich großen Reichtum hat nur noch der Augustus Ducus Demetrius besessen und die bedeutendsten Geldsummen, die aus der Antike berichtet werden, bewegten sich zwischen 300 und 400 Millionen Sesterzen. Allerdings verzierten sich die damaligen Kapitalisten höher als die heutigen, mindestens mit 8%. Ungeheure Summen haben die römischen Beamten aus den Provinzen, die sie verwalteten, herausgepreßt. So bezog Cicerone als Prokonsul von Syrien über 100 Millionen Denare, etwa 70 Millionen Mark, und von dem ägyptischen König Ptolemäus Ptolemaios erhielt er für seine Hilfe 10 000 Talente. (47 Millionen Mark), nachdem schon Cäsar vorher demselben Herrscher 6000 Talente (28 Millionen Mark) abgenommen hatte. Der Tempelgott, den Servilius Cäpio aus der Stadt Taras in Italien raubte, soll 15 000 Talente

(über 70 Millionen Mark) betragen haben; Crassus führte aus dem Tempel zu Jerusalem an Gold und Silberwert 10 000 Talente fort. Freilich, wie gewöhnlich, so zerronnen. Die verbrecherischen Beamten mußten durch ungeheure Bestechungen bei den gegen sie erhobenen Anklagen das Geld wieder fortgeben und verschwendeten auch sonst in einem ungeheurerlichen Ausmaß. Crassus, dessen Reichtum für beispiellos galt, besaß vor dem persischen Krieg von den hunderterten Millionen, die er erpreßt hatte, nur noch 7000 Talente, etwa 33 Millionen Mark. Sehr hoch waren auch die Jahreseinkommen, die die reichsten Römer der Kaiserzeit bezogen; sie beließen sich in ver-schiedenen Fällen auf 4000 Pfund Gold und Naturalien im Werte des dritten Teils dieser Summe; nach dem heutigen Geld etwa 4 090 000 Mark.

Die Millionäre der römischen Kaiserzeit wurden aber von verschiedenen reichen Leuten des Mittelalters noch übertroffen. Im Reiche des Kalifen gab es, wie wir einer Zusammenstellung des „Neuen Wiener Journals“ entnehmen, verschiedene Männer, die unzählbare Millionen besaßen; von einem von ihnen, einem Maschimid in Bassora, der unter dem Kalifen Mahdy lebte, wird berichtet, daß er ein tägliches Einkommen von 100 000 Dirhem (so viel wie Mark) hatte. Das Vermögen des reichsten Franzosen im Mittelalter, Jacques Coeur, läßt sich in Zahlen nicht angeben. Einen Anhaltspunkt für seine Mittel bietet die Buße, die ihm wegen seines Reichtums auferlegt wurde: sie betrug 400 000 Louis, nach heutigem Gelde etwa 40 Millionen Franc. Agostino Chigi, der durch seine Kunstliebe noch heute bekannte Bankier Julius II., besaß ein jährliches

Einkommen von 70 000 Goldgulden. Gegen solchen Reichtum erscheint das Vermögen des deutschen Bankiers Fugger nicht sehr groß, das 1546 mit 4 1/2 Millionen Gulden beziffert wird. Beispiellose Goldschätze fielen den Eroberern der Neuen Welt in die Hände. So zahlte der Inka Atahualpa von Peru ein Lösegeld von 24 Millionen Franc, eine Summe, deren damaliger Wert mindestens das Zehnfache des heutigen beträgt. Der Goldstrom, der damals nach Europa flutete, machte sich bald in der wachsenden Zahl von Millionären geltend. Mazarins Vermögen schätzte Voltaire auf 200 Millionen Franc nach damaliger Währung. Unter Ludwig XIV. gab es bereits eine ganze Klasse „neuer Reicher“, an deren Spitze Chaumont mit 127 Millionen Franc, die Bankiers Bornard und Crozat mit je 100 Millionen Franc standen und dann eine Menge Millionäre mit 10 bis 20 Millionen folgten. Das 18. Jahrhundert zeigt einen verschwenderischen Luxus, in dem die reichgewordenen Privatleute die ihre Länder auslaufenden Fürsten noch überboten. Der jährliche Verbrauch des Grafen Brühl wurde auf sechs Millionen Mark geschätzt. Einige spanische Granden, wie die Herzöge von Alba und Ossuna, bezogen jährliche Einkünfte von 2 Millionen Mark, die reichlich zum größten Teil durch ihre ungeheure Dienerschaften aufgezehrt wurden. Ein Märchenland der Millionäre ist stets Rußland gewesen, wo Potemkin trotz der größten Verschwendung ein Vermögen von 90 Millionen Rubel zusammenbrachte und das Vermögen des Fürstlichen Jakubow im Jahre 1847 auf mehr als 300 Millionen Mark geschätzt wurde.

Der goldene Käfig.

Roman von Konrad Kemling.

Nachdruck verboten.

(7. Fortsetzung.)

Im selben Augenblick bereute sie diese Frage.

Er hatte sich hastig umgewandt, sah ihr ins Gesicht und erwiderte nun, alle seine mühsam bewahrte Selbstbeherrschung und die wohlüberlegten Grundsätze verlassend:

„Ja! Es gibt eine Frau, und sie ist mir begehrt! Sie hat meinen Trost gebrochen, hat das Eis meines Herzens zum Schmelzen gebracht und meine Verachtung der Frau ins Gegenteil verwandelt. Fragen Sie nicht, Lena von Sanden! Sie wissen, wer diese Frau ist, wer allein es sein kann. Und zum zweiten Male kann ich nun all das Schwere und Bittere durchkosten: auch diese Frau ward nicht für mich geschaffen. Ein anderer, ein Glücklicherer wird sie heimführen. Schlagen Sie nicht die Augen nieder, Lena. Sie sind ja schuldlos daran, oder doch fast schuldlos. Sie dachten einen Augenblick, in einer müßigen Laune wohl, daran, mit mir zu spielen, und ich nahm diese spielerische Herausforderung an, weil ich mich gewappnet glaubte gegen jeden derartigen Angriff. Nun aber ist bitterer Ernst daraus geworden. Ich liebe Sie, Lena, liebe Sie mit all der neu erwachten Glut meines zerrissenen Herzens, liebe Sie, obwohl ich weiß, daß es aussichtslos ist, selbst wenn...“ Er brach ab, trat ans Fenster und starrte in den frühlingfrischen Wald hinaus.

„Selbst wenn, Herr Camp...?“

Da wandte er sich um:

„Lena...!“

„Nein, nicht...!“

Mit einem gequälten Ausruf erhob sie die Hand wie zur Abwehr.

Aber nun ließ er nicht ab:

„Doch, Lena! Einmal nur sagen Sie mir, daß auch Sie... daß... lehren Sie mich wieder an mich selbst, an die Welt und an die Frauen glauben. Ich verlange nichts. Ich will schweigen und weiter dulden. Nur die Gewißheit will ich haben, daß es noch einen Menschen auf der Welt gibt, der mit mir fühlt und — für mich.“

„Und wenn es so wäre, Herr Camp...?“

„Nein wenn, keine Bedingung, Lena! Sagen Sie, daß es so ist!... Lena, ich bitte Sie, ich flehe Sie an...“

Nun löste sich ihre Spannung:

„Es ist so.“

Nun war es heraus. Möchte jetzt geschehen, was da wollte. Sie hatte nicht mehr den Mut und die Kraft, ihn und sich selbst zu belügen. Langsam und schen hob sie den Kopf, als erwarte sie von den nächsten Augenblicken etwas Gewaltiges, Erschütterndes, Erhebendes und Vernichtendes zugleich.

Nichts von alledem geschah.

Er war wortlos und regungslos vor ihr stehen geblieben, sah sie an und schien zu träumen. Endlich nach langer, banger Pause kam es zitternd und halblaut von ihren Lippen:

„Mein Wort gehört einem anderen. Sie wissen es, Herr Camp.“

Er nickte:

„Ich weiß es, Lena. Aber — ein Wort läßt sich zurücknehmen. Muß es dem anderen gehören?“

„Es muß, Herr Camp.“

Eine bittere Erinnerung an die „andere“ ging durch seine Gedanken.

„Sie würden es nicht über sich gewinnen können, das Los eines Mannes in bescheideneren Verhältnissen zu teilen?... Auch Sie nicht?“

„Nicht einen Augenblick würde ich darnach fragen...“

„Aber...?“

„Ja, Herr Camp, es gibt ein Aber. Ich stehe in der Schuld dieses Mannes, und nicht ich allein: meine Mutter, mein Bruder...“

„Ich verstehe, Lena, obwohl mein ganzes Innere sich dagegen sträubt. Und — er würde diese Schuld einfordern in dem Augenblicke, wo...?“

„Nein, Herr Camp. Er würde es nicht tun. Er ist Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Ich weiß bestimmt, daß er alles tun würde, um mich diese Schuld vergessen zu machen — selbst wenn ich von ihm ginge.“

„Aber dann, Lena...?“

„Gerade deshalb kann und darf ich es nicht.“

Wieder ging der bittere Zug über sein Gesicht. „Also ist er Ihnen nicht gleichgültig — nicht ganz gleichgültig?“

„Nein, Herr Camp, gewiß nicht. Ich achte und schätze ihn hoch. Ich weiß, daß ich für ihn das höchste Glück des Lebens bedeute...“

„Sie lieben ihn also?“

Hart klang seine Stimme. „Ich glaube, ich würde es lernen. Aber nun...“ Sie vollendete nicht, stand auf und

andere Kinder das Gesicht, sondern grundsätzlich die rosige Kehrsseite zuwandte. „Der Bub ist was Besonderes!“ meinte sie — und sie verstand sich auf Menschen, vor allem auf solche, die noch in den Windeln lagen. Und so ging es bei ihm weiter — Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr für Jahr. Er zerriß seine Schreipuppen nicht wie andere Dutzendkinder, sondern warf sie gleich ganz zum Fenster hinaus. Er prügelte nicht die stärksten Buben durch, die ihn wieder hätten hauen können, sondern suchte sich immer die schwächeren heraus. Er lernte in der Schule auch die einfachsten Sachen nicht, die jeder begriff. Er fiel schon in der ersten Klasse durch, nicht erst in späteren, wo das auch anderen Schülern hie und da passiert. Er brachte nicht bloß zeitweise schlechte Noten heim, sondern jedesmal und entsagte dadurch im stillen seine Eltern. Denn sie mußten unter Anführung zahlreicher Beispiele aus der engeren und weiteren Geschichte darzulegen, daß noch jeder geniale Mensch ein schwacher Lerner gewesen war. Als er auf die Mittelschule kam, brachte er es im ersten Vierteljahr fertig, daß er wegen dummer Streiche entlassen wurde. Das goldene Handwerk, das er dann erlernen sollte, genigte selbstverständlich seinem genialen Zuge ebensovienig. Er kam von einem Meister zum andern, brachte jeden schnell zur Verzweiflung, weil er nirgendwas was konnte, und überzeugte seine Eltern dadurch — wann es dessen erst noch bedurfte hätte — vollkommen, daß er zu „etwas Höherem“ geboren war und die kleinlichen Fesseln nicht vertug, in die sich die Mehrzahl der anderen Menschen schlagen ließ, ja, darin sogar bei ihrem beschränkten Untertanenverständnis anscheinend glücklich wurden.

Der Peppertl war ja auch ganz glücklich. Er war immer vergnügt und guter Laune, vor allem in den zehlflechten und nicht zu kurz dauernden Zwischenpausen zwischen dem einem Demisse und dem andern. „Laßt ihn nur sein!“ meinte dann sein Vater. „Seine Stunde hat eben noch nicht geschlagen!“ — „Ganz richtig!“ fügte die Mutter bei. „Unser Bub braucht ein anderes Augenmaß wie die Kinder sonst. Die Welt wird sich schon einmal auf die Seite drehen, wo seine Begabung liegt — und dann werdet ihr Krämerseelen was erleben, daß euch allen miteinander die Augen vor Neid und Bewunderung übergehen! Paßt nur auf: Entweder erfindet er einmal was, das die ganze Welt umtrempelt, oder er bringt feinst eins auf das Tapet, das noch nie dagewesen ist. Blödsinnig wird es kaum!“

Er klopfte das Geld seiner Eltern mit einer Verschönerung durch, die man nicht für möglich gehalten hätte. Er lernte nicht ein einzelnes ehrenwertes Mädchen kennen, verließ sich in sie, verlobte sich mit ihr und heiratete sie in der herkömmlichen spießbürgerlichen Weise — an jedem Gel und Ende des Städtchens hatte er seine Liebchaft, ließ jede sitzen, die ihn nicht sitzen ließ, und tat damit den „dummen Frauenzimmern“ gerade recht, wie Vater und Mutter überzeugt waren und das auch in seiner Gegenwart jedem sagten, der es hören wollte oder auch nicht. — „Nehmt euch in acht!“ meinte endlich, wie ihm schon ein ziemlich schwarzbart wuchs, der alte hiebere Onkel Theodor. „Nehmt euch in acht! Er ist auf dem besten Wege zu einem Lämpchen!“... Statt betrübt zu sein und bedenklich zu werden, schlugen sie aber da beide ganz glücklich die Hände ineinander und riefen: „Gott sei Dank! Endlich ist es heraus, das Wort vom „Lämpchen“, auf das wir schon so lange gewartet haben — noch jeder geniale Mensch ist in den Augen seiner kurzschichtigen, engbrüstigen Verwandten einmal ein „Lämpchen“ geworden! Das bestätigt uns gerade die Richtigkeit unserer Einschätzung über unseren grundgescheiterten Peppertl, der eben nicht die gewöhnlichen Wege geht und in keine

Melksdatenschachtel paßt! Ihr werdet ihm den „Lämpchen“ noch süßsüßig abbitten!“

Er rumpelte dann auch gelegentlich da und dort mit diesem und jenem der Hunderttausende von Paragraffen zusammen, mit denen die Menschen im Laufe der Zeit allmählich ihre Wege eingeengt haben. Er wanderte dabei sogar bald in dies und das Gefängnis — ein deutliches Zeichen mehr für seine Eltern, daß er nicht unter diese kleinen Menschen paßte und mit Siebenmeilenstiefeln über ihre Häupter hinwegschritt. Er war noch immer nächst, als sich schon sein Scheitel lichte und andere in Amt und Würden oder in auskömmlichen und zufriedenen bürgerlichen und ländlichen Lebensstellungen schufen. Aber seine Eltern wurden dadurch nicht irre an ihm, sondern schworen gerade deshalb nur um so fester auf seine Genialität — und er selbst war jetzt schon in dem Glauben daran so festensfest geworden, daß ihn alle Ermahnungen kalt und nur noch lächeln ließen.

Und so kam denn die Zeit, da erst der Vater und dann die Mutter die Augen zudrückten. Die guten Leute hatten sicher gar manchen schwerenummer um ihn anbestanden, der vielleicht sogar an ihrem Lebensfaden herumgenagt und ihn schließlich abgebissen hätte. Aber sie ließen das weder vor sich noch vor anderen, am allerwenigsten aber vor ihm merken und hatten in ihrer Eierbestunde das einzige rührende Bewahren, daß es ihnen nicht mehr vergönnt sein sollte, das Erwachen des Löwen, das Aufstehen des Genies, das ja sicher kam, zu erleben.

Und da stand er nun plötzlich ganz allein, und die zwei einzigen auf der Welt, die an seine Sonderfendung geglaubt und darauf geschworen und ihn darum gehätschelt hatten, waren fort. Er blieb einsam zurück unter lauter Spießern, die ihn nicht zu würdigen wußten.

Und so steht er heute noch sechzend an den Straßenecken herum und hungert in den Spalten und Wörtern — und wenn ihm ja noch irgendwo darüber Vorhalt machen und ihn eines anderen Weges weisen will, dann lächelt er bloß überlegen vor sich hin und denkt sich: „Arme, dumme Teufel! Was wßt denn ihr von einem Genie, wie ich eines bin?! — Nur froh bin ich, daß ich mich nie durch das entweicht habe, was ihr Arbeit und ein geordnetes, geregeltes Dasein heißt!“

Verklumpt, verwidert, tiefe Runen um die blaugeränderte Nase, humpelt er des Wegs und sammelt mit überlegenem Lächeln die Pfennige in seinem trübsigen Hut — den schädigen Leib der treuschlichen Alltagsmenschen an ihn, den König im Reiche der Geister — das Genie, das ewig unverständene...“

Lustige Gde.

Markenfreie Seese.

Nu mach dir keine Schläse mit markenfreie Seese, die nüt mehr kratz und knirscht, uff daß du reene wirscht.

Et war 'ne starke Marke die Seese, die uff Marke firs Jahr lang du jerscht; besonders for 't Jerscht.

Die Backen krichen Schmisfe, die Neese krichen Risse, und Ohren, Rippen, Kinn, die waren beinahe hin.

Du riebsier damit scheidlich; und trotzdem bliesfe drecks. Und jeder konnt erfahren, daß injesest wir waren.

G. L. im „U.“

ging zum Fenster. „Lassen Sie uns gehen, Herr Camp. Ich . . .“ — plötzlich fuhr sie zurück und trat ins Zimmer.

Fragend und erstaunt über diese hastige Bewegung sah er sie an, dann glitt auch sein Blick nach dem Fenster in den Vorgarten hinaus. Ein Paar ging, nach einem Platz unter den Bäumen suchend, dicht am Hause vorüber.

„Kannten Sie den Herrn?“ — fragte er.

Lena streifte Camp mit einem flüchtigen Blick.

„Weshalb?“

Er schwieg. Und nun antwortete sie:

„Ja. Ein oberflächlicher Bekannter. Ein Freund meines Verlobten.“

Jetzt trat er dicht an sie heran:

„Weshalb erschrakten Sie, Lena?“

Lena wehrte ab:

„Ich erschrak nicht.“

„Doch, Lena!“

Plötzlich geschah etwas Unerwartetes. Sie ließ sich noch einmal nieder, dicht am Tische, stützte den Kopf in beide Hände und begann zu weinen. Es kam so unvermittelt und schien zunächst so grundlos zu sein, daß Camp kaum begriff.

„Was haben Sie, Lena?“

„D nichts. Ich . . . Aber bin ich denn von Sinnen?“ Sie ballte die Hände, krauste die Stirn und versuchte zu lächeln. „Ich glaube wirklich, meine Nerven sind nicht ganz in Ordnung. Trotzdem — verzeihen Sie, Herr Camp — wir haben nichts Unrechtes getan . . . trotzdem wäre es mir lieber, dieser Dr. Berndt hätte uns nicht gesehen.“

Nun begriff Harry Camp.

Aber er sagte nichts.

VII.

Dr. Berndt war nicht nur ein „oberflächlicher Bekannter“, wie Lena zu Camp gesagt hatte. Er verkehrte mit Hartung seit Jahren und hatte diesen Verkehr noch bedeutend enger gestaltet, seit Lena Hartungs Braut war — sehr zum Mißfallen Lenas, denn sie mochte ihn nicht. Ihre Abneigung gegen ihn war noch gewachsen, je mehr er versuchte, sich ihr selbst zu nähern. Schließlich hatte er ihr unzweideutig zu erkennen gegeben, daß er in ihr nicht nur die Braut seines Freundes sähe, sondern ihr eine Verehrung entgegenbrächte, die weit über das rein freundschaftliche Maß hinausginge. Er hatte dies allerdings halb im Scherz, in seiner leichten, flüchtigen, weltmännischen Art, aber sogar in Gegenwart Hartungs getan, der keineswegs mit einem nachsichtigen Lächeln darüber hinweggesehen hatte. Von jener Stunde an war Berndt Lena geradezu unangenehm, und sie hatte es an deutlichen Zeichen ihrer Abneigung gegen ihn nicht fehlen lassen. Und nun, seit jenem Nachmittage im Grunewald, fürchtete sie diesen Mann. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß

er, weniger aus ihrem Zusammensein mit Camp überhaupt, von dem Hartung ja wußte, als vielmehr aus ihrem jähen Erschrecken am Fenster der Gastwirtschaft, das ihm sicher nicht entgangen war, seine Schlüsse ziehen würde. Und wenn sie ihn auch einer gehässigen und kleinlichen Rache nicht für fähig hielt, so kannte sie ihn doch andererseits gut genug, um zu wissen, daß er sich die Gelegenheit, ihr ein paar veinliche Minuten zu bereiten, nicht entgehen lassen würde. Davor aber fürchtete sie sich um so mehr, als sie ja in der Tat kein reines Gewissen ihrem Verlobten gegenüber hatte. Und es beruhigte sie auch nicht, daß Berndt ja keine Ahnung davon haben konnte, welche Worte in jener Stunde zwischen ihr und Camp gewechselt worden waren.

Ihr Furchtgefühl war nicht unbegründet. Sie empfand das in demselben Augenblicke, in dem sie — etwa acht Tage nach jenem Ereignis im Grunewald — gemeinsam mit ihrem Verlobten Dr. Berndt begegnete.

Berndt lächelte schon von weitem in einer Art, die ihr nicht gefiel. Dann zog er den Hut, gestellte sich zu ihnen und sprach, gewandt, wie es seine Art war, von tausend Dingen.

„Wissen Sie übrigens, gnädiges Fräulein“, sagte er dann plötzlich, „daß ich neuerdings auch wieder dem Reitsport huldige?“

„So?“

Lena runzelte die Stirn.

„Ja. Und zu diesem Entschluß haben Sie mich veranlaßt. Sie entsinnen sich doch . . .?“

Lena wußte nicht, was sie antworten sollte. Aber dann sagte sie:

„Ja. Also waren Sie es wirklich?“

„In höchst eigener Person. Schade, daß Sie mir nicht Gelegenheit gaben, Sie wenigstens flüchtig zu begrüßen.“

Nun wurde auch Hartung aufmerksam.

„Wovon spricht Ihr eigentlich?“

Berndt überließ Lena die Antwort, und sie merkte wohl, daß er es nicht nur aus Höflichkeit tat.

„Ich sah Doktor Berndt neulich mit einer Dame im Grunewald.“

„Hören Sie, gnädiges Fräulein“, sagte Berndt nun, „Sie sollten mich einmal zum Begleiter wählen. Ernst wird gewiß nichts dagegen haben.“

„Ich wäre Dir sogar dankbar“, bestätigte Hartung in seiner liebenswürdigen Art.

„Sehr freundlich, Herr Doktor“, antwortete Lena nun höflich in der vielleicht unbewußten Absicht, ihn auf keinen Fall zu reizen. „aber Sie wissen: ich bin noch immer Schülerin. Und da scheint es uns — nicht wahr, Ernst? — zweckmäßiger und wohl auch sicherer, wenn ein wirklicher Fachmann mich begleitet.“

„Herr Camp?“ fragte Berndt, und in seinen Mundwinkeln sah ein winziges, kaum merkliches Lächeln.

Lena sah darüber hinweg, obwohl Angst und Empörung zugleich in ihr aufstiegen.

„Ja. Der Leiter der Reitbahn war so liebenswürdig, sich selbst um mich zu bemühen, sonst“ — fügte sie mit Betonung hinzu — „wäre Ernst wohl nicht bereit gewesen, mich so bald im Gelände reiten zu lassen.“

„Gewiß. Versteht sich. Und — unter dem Schutze des Herrn Camp fühlen Sie sich nun ganz sicher?“

„Lieber Herr Doktor“, sagte Lena, und sie mußte stark an sich halten, um ihre Ruhe zu bewahren, „ich bin Ihnen außerordentlich verbunden für die liebenswürdige Teilnahme, die Sie meiner sportlichen Betätigung entgegenbringen, aber — was die Sicherheit meiner Person dabei betrifft, so können Sie sich wirklich damit beruhigen, daß mein Bräutigam diese keinen Augenblick außer acht läßt und, da er selbst Reiter ist, wohl auch genügend davon versteht, um beurteilen zu können, ob ich an Herrn Camp einen guten und zuverlässigen Lehrer habe oder nicht.“

„Ohne Frage, gnädiges Fräulein. Die Zuverlässigkeit Herrn Camps als Reitlehrer wird niemand anzweifeln.“

„Was wollen Sie sonst damit sagen?“

Nun war es doch zu Ende mit ihrer Ruhe und Selbstbeherrschung.

„Nichts weiter als eben dies, gnädiges Fräulein.“

Bei dieser Entgegnung mischte sich Hartung ins Gespräch.

„Ich glaube wirklich, Ihr beide steht schon wieder auf Kriegsfuß miteinander . . .?“

Es sollte ein liebenswürdiger Scherz sein, und Hartung brachte die Worte mit lächelndem Munde hervor, in Wirklichkeit aber war ihm keineswegs entgangen, daß hinter dem Wortwechsel der beiden sich Angriff und Verteidigung verbargen, die nicht bloß ein streitlustiges Spiel bedeuteten. Lenas Gereiztheit und Unruhe gaben ihm mehr zu denken, als Berndts Plänkelleien, an die er gewöhnt war und die wohl eine kleine Rache sein sollten für die schlechte Behandlung, die Lena dem Freunde fast bei jeder Gelegenheit angedeihen ließ. Es fiel ihm auch auf, daß die beiden seine Bemerkung nicht beantworteten, sondern das Gespräch abbrachen und wortlos nebeneinander hergingen.

Auch als Berndt sich von ihnen verabschiedet hatte, blieb Lena einsilbig, folgte nur zerstreut seiner Unterhaltung und ließ sich schließlich nach Hause begleiten. Sie gab vor, daß sie ermüdet sei und Kopfschmerzen habe.

Die Baronin war zu Hause, als Lena kam, Sie schien bereits auf die Tochter gewartet zu haben und kam zu ihr ins Zimmer, noch ehe Lena völlig abgelegt hatte.

„Nun, Mama . . .?“ — sagte Lena, die sofort

merkte, daß die Mutter etwas auf dem Herzen hatte.

Die Baronin war in der Tat verlegen und schien nach einer Einleitung zu suchen.

„Du siehst schlecht aus, Kind“, begann sie, „und die roten Flecke in Deinem Gesicht gefallen mir ganz und gar nicht.“

„Ich habe ein wenig Kopfschmerzen, Mama.“

„Du warst mit Ernst aus?“

„Ein Stündchen spazieren. Ja.“

„Du reitest nicht mehr so viel wie früher?“

Nun stutzte Lena.

„Ich . . . doch! Wie kommst Du darauf?“

„Ich meine draußen, im Grunewald und . . .“

„Aber gewiß.“

Lena wußte noch immer nicht, wohinaus die Mutter wollte.

„Mit Ernst?“

„Nein. Ich bin fast stets allein geritten. Das weißt Du doch.“

„Ganz allein?“

„Ganz allein natürlich nicht. Entweder hat mich Herr Camp begleitet oder . . .“

„So . . .? Herr Camp ist der Leiter der Reitlehranstalt?“

„Ja.“

Nun schwieg die Baronin.

Lena fing an zu begreifen. Sie war aber nicht mehr verlegen. Ein heftiger Unwille stieg in ihr auf und ließ auch wieder den alten Ton in ihr erwachen, in dem sie früher mit der Mutter zu sprechen pflegte.

„Also, Mama, was ist los? Was ist geschehen und was veranlaßt Dich zu diesem Verhör?“

Frau von Sarden sah wieder einmal, daß Lena ihr in jeder Beziehung überlegen war.

„Nichts, Kind“ — entgegnete sie unsicher — „aber doch höchstens die — Sorge um Dich . . .“

Um Lenas Mund zog der Spott:

„Sehr lieb von Dir! Und worin besteht diese Sorge?“

„Ach Gott, liebe Lena . . .“

Nun ging die Tochter, die an diesem Tage schon genug an Selbstbeherrschung geleistet zu haben glaubte, geradezu aufs Ziel los:

„Man spricht über mich . . .?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Genie.

Skizze von Ernst Murr.

Nachdruck verboten.

Gr. — Der Pepperl war ein Genie. Das stand vom ersten Tage an fest. Schon daß er sich gerade diesen Vater und eben diese Mutter — denn so weit gab es auf der Welt nicht mehr — herausfuchte, hatte etwas Geniales. Nicht minder, daß er ausgerechnet am Sonntag um 12 Uhr das erste Dicht beschrte. Daß er der Das Lima, wie die zum Besuch kam, nicht wie

vor fünf Jahren einmal als Kilmantor mehrere Leute mit gefälschten Schecks betrogen hatte. Er hat auch andere Betrügereien verübt und wird nun von der Polizei gesucht.

Für eine Million Mark rumänische Lei und österreichische Kronen beschlagnahmt.

Für mehr als eine Million Mark ausländisches Geld beschlagnahmte die Berliner Kriminalpolizei bei einem Kaufmann Erich Alexander, der in einem ersten Hotel unter den Linden wohnte. Alexander fiel dadurch auf, daß er rumänische Hundert-Lei-Scheine für 140 Mark zum Kauf anbot. Die Beobachtungen führten dazu, daß er in seinem Hotel verhaftet wurde, nachdem man dort noch 250000 rumänische Lei und 800000 österreichische Kronen gefunden hatte. Der Verhaftete erklärte, die ganze große Summe sei sein Eigentum, das er in Bulgareji erworben habe. Vor dem Kriege habe er mit Geldeisenbahnschienen gehandelt. Während des Krieges sei er in Bulgareji ansässig gewesen. Dort habe er die Viktoria-Bar besessen, die die Quelle seines Reichtums sei. Jetzt sei er nach Deutschland gekommen, um hier ein Gut zu kaufen. Zu dem Zwecke habe er auch sein Geld umzuwechseln wollen. Demgegenüber stellte die Kriminalpolizei fest, daß Alexander in Bulgareji keine Bar besessen hat, sondern dort Tänzer gewesen ist. Jetzt hat er sich auf den Geldhandel gelegt. Das Geld ist nicht sein Eigentum, sondern wurde ihm von Leuten, die bisher noch nicht ermittelt werden konnten, zum Verschleiben übergeben.

Ein ganzer Waggon mit Butter gestohlen. Die Diebstähle auf den Berliner Güterbahnhöfen nehmen immer größeren Umfang an. So ist es jetzt den Dieben gelungen, einen ganzen Waggon mit etwa 200 Zentnern Butter zu stehlen. Auf dem Güterbahnhof Kammelsburg stand ein Güterwagen, der 200 Ztr. Butter nach Magdeburg bringen sollte. Dem Wagen war ein Beamter der Kommune beigegeben worden, der Tag und Nacht bei der Ware blieb. Am Sonnabend mittag trat ein Mann, der eine Eisenbahner-

mütze, sonst aber Zivilkleidung trug, an den Begleiter des Lebensmitteltransportes heran und behauptete, er sei beauftragt worden, den Kommunalbeamten zu dem Leiter des Güterbahnhofs zu bringen. Der Transportbegleiter begab sich zu dem Stationsvorsteher. Im Bureau des Güterbahnhofs wurde ihm aber versichert, daß niemand ihn zu sprechen wünsche. Er kehrte nun an die Stelle zurück, wo sein Waggon gestanden hatte, fand aber den Wagen nicht mehr vor. Dieser war in der Zwischenzeit gestohlen worden. Es wurde nun sofort eine Untersuchung eingeleitet, die jedoch ergebnislos verlief. Der Wagen wurde nirgends mehr aufgefunden. Allein Anschein nach hat ein Lokomotivführer mit den Dieben zusammengearbeitet und mit einer Lokomotive einfach den Wagen auf eine andere Station gebracht, wo er dann mit den Dieben ausgeladen worden ist. Der Schaden beträgt rund 200000 Mark.

Letzte Telegramme.

Eine Kundgebung für die Verfassung.

Berlin, 16. September. Nach Morgenblättermeldungen hielt gestern der Republikanische Führerbund seine erste öffentliche Versammlung ab, die eine Kundgebung für die Verfassung von Weimar darstellt. Sie war von Soldaten aller Dienstgrade besucht.

Tumultszenen.

Berlin, 16. September. Nach den Morgenblättern fand gestern in Berlin eine Versammlung zur Gründung einer tschecho-slowakischen Handelskammer zur Pflege der Handelsbeziehungen zwischen der Tschecho-Slowakei und dem Deutschen Reich statt. Es kam dabei zu verschiedenen Zwischenfällen. Einer der Redner begann seine Ausführungen in tschechischer Sprache, was ihm von dem tschecho-slowakischen Vorsitzenden verwehrt wurde. Es kam darauf zu großen Tumultszenen, die sich noch einmal wiederholten, als

ein anderer Redner erklärte, die deutschen Gesetze, die eine öffentliche Verhandlung in einer fremden Sprache verbieten, beständen nicht mehr zu Recht. Der Redner wurde schließlich von dem Vorsitzenden aus dem Saale verwiesen.

Selbstmord eines Generals.

Berlin, 16. September. Der „Total-Anzeiger“ meldet, daß der frühere Kommandeur des sächsischen Infanterie-Regiments Nr. 177, Generalleutnant Clausen, seinem Leben freiwillig ein Ende machte, da er die Schmach seines Vaterlandes nicht länger ertragen könne.

Das Schicksal Danzigs.

Berlin, 16. September. Da auf die Note der deutschen Regierung an die Entente vom 13. August, in der um Auskunft über das Schicksal des künftigen Freistaates Danzig gebeten wurde, bisher eine Antwort noch nicht erfolgt ist, hat Deutschland nunmehr eine Mahnung nach Versailles abgehen lassen.

Amerikas Weizenernte.

Amsterdam, 16. September. (Sonderbeilage des J. B.) Die Weizenernte in Amerika beträgt 92 Millionen Scheffel. Die Ernte ist also um 6 Millionen Scheffel höher als im vergangenen Jahre und übertrifft das Mittel der letzten fünf Jahre um 132 Millionen Scheffel.

Wettervorausage für den 17. September:

Seiter, ruhig, warm.
Druck u. Verlag Ferdinand Dornel's Erben (Geschäftsleitung: D. Dietrich). — Verantwortlich für die Schriftleitung: B. Münz, für Anzeigen und Inserate: G. Anders, sämtlich in Waldenburg.

Statt Karten.

Montag früh 10 Uhr starb nach langem Kranklager an Altersschwäche unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater und Onkel

Robert Birn,

im ehrenvollen Alter von fast 88 Jahren.
Um stille Teilnahme bittet

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Ernst Birn,
Stadthauptkassen-Rendant.

Waldenburg, Berlin, Velbert, Spandau, Schmiedeburg, Heinszenburg.

Beerdigung: Donnerstag 4 Uhr nachm. von der Leichenhalle des ev. Friedhofes aus.

Nach einem arbeitsreichen Leben entschlief sanft nach schweren Leiden am 14. September mein lieber Gatte, unser treuer Vater, Bruder, Schwager und Onkel,

der Grubenaufseher a. D.

Ernst Präkelt,

im ehrenvollen Alter von 71 Jahren.
Dies zeigen schmerzzerfüllt an

Die trauernden Hinterbliebenen:
Auguste Präkelt, geb. Langer.
Gustav Präkelt.
Hermann Präkelt.

Dittersbach, Smithfield, Südafrika, 15. Septbr. 1919.
Beerdigung findet Mittwoch nachm. 3 1/2 Uhr von der Leichenhalle des ev. Friedhofes aus statt.

Herbstkartoffelpreis.

Auf Grund des § 4 der Verordnung des Reichsministeriums vom 15. Juli 1919 - R. G. Bl. S. 648 - wird mit Zustimmung des Reichsernährungsministers der Erzeugerhöchstpreis der Herbstkartoffeln aus der Ernte 1919 für alle nach dem 14. September 1919 erfolgten Lieferungen für die Provinz Schlesien und die Kreise Kempen, Eissa, Graustadt, Rawitsch auf 7.00 Mark je Zentner festgesetzt.

Dresden, den 10. September 1919.
Provinzialkartoffelstelle für Schlesien.
Der Vorsitzende. J. B.: gez. Jaques.

Ehevermittlung
reell und diskret
Frau A. v. Talschitzki, Neurode

Serren, auch ohne Vermögen, welche sich schnellstens glückl. verheir. wollen, erhalten sofort diese vermögende Damen nachgewiesen von Concordia, Berlin O. 34.

Selbstgeber verleiht
von 100 bis 30000
Geld 30000
J. Rizus, Hamburg 5.

△ Gl. a. z. Br.-Tr. Donnerstags d. 18. 9., ab 7 1/2 Uhr: U. △ I.

Kur- und Badeanstalt,
Löperstr. 7, früher Ritzmann.
Badezeit v. 9-12 u. 1/2-7 Uhr.
Sprechstunden v. 9-12.
Meldungen nur in der Anstalt, Somborathie, elektr. ipaggr. Postsystem.

Hüte

in Velour und Filz
werden zum Umpressen u. Färben entgegengenommen.
Neueste Winterformen
am Lager. ::::
Sorgfältig weiche Verarbeitung.

Meta Vogt,
Hohstraße Nr. 2.

**Brombeeren,
Brezkämpel,
Brezbirnen,
Oberefschen**
kauft
Paul Opitz Nachf.,
Friedländer Str. 33.

**Gebrauchter
eiserner Ofen,**
gut erhalten,
zu kaufen gesucht.
Deutsche Ofen-Fabrik
Friedrich & Co.,
Waldenburg,
Friedländer Straße 31.

Oberefschen,
abgestielt,
kaufen kleine u. größere Posten
Gustav Seoliger
G. m. b. H.

Kacheln,
gebraucht, gut erhalten,
zu verkaufen
Friedländer Straße 31.

Sering!
Vertreter sucht 1845 gegr.
erstes Import-
haus **Carl Wrede Nachf.**
R. Braun G. m. b. H., Ettetin.



FROSKKÖNIG SPRICHT

Qualität ist alles!

Ich bin die Qualität!
Enttäuschung, Ärger und Schaden wird vermieden durch den Schuhputz

Erdal

schwarz, gelb, braun, rotbraun
Alleinhersteller: Werner & Merz, Mainz

Nebenverdienst
finden noch einige fleißige Personen.
Otto Nolte,
Braunschweig N. 110.

Mädchen,
19 Jahre alt, sucht Dauerstellung in Büro für Schreibmaschine und Stenographie. Angeb. unt. L. M. 50 an die Geschäftsstelle dieser Ztg.

**Jüngerer, kräftiger
Hausbälter**
mit guten Zeugnissen,
sowie
Arbeitsburschen
per 20. d. Mts. gesucht.
Friedrich & Co.,
Waldenburg,
Friedländer Straße 31.

Suche ein ehrliches, kräftiges **Schulmädchen** von Waldenburg für ein bis zwei Stunden täglich. Meldungen an die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

**Kräftiges, sauberes
Bedienungsmädchen**
nicht unter 20 Jahren zum 1. Oktober gesucht. Meldungen vormittags 8 bis 9 Uhr.
Säuglingsfürsorgestelle
Waldenburg i. Schl., Auenstr. 24.

Einen Laufburschen
sucht
P. G. Rudolph,
Haus- und Kleider-Magazin.

Summe tüchtiges Mädchen
welches mit Kochen und Wäsche Bescheid weiß.
Frau Buchdruckereibesitzer
Glaeser,
Freiburger Straße 5, I.

Beamtin
sucht per halb oder später gut möbliertes Zimmer ohne Pension. Offerten mit Preis unter T. G. 24 an die „Waldenburger Ztg.“

**Besserer Herr sucht ab sofort
möbliertes Zimmer
eventl. volle Pension.**
Offerten unter A. K. Hotel „Schwarzes Roß“, hier.

Zahlungsbefehle
hält vorrätig
Exp. d. „Waldenb. Zeitung“

A. Tschöpe

Dentist / Waldenburg

Kirchplatz 5
Ecke Issmerstrasse

Langjähriger Assistent und Praxisleiter meines Bruders in Schweidnitz

Atelier für Zahnersatz Plomben / Zahnoperationen

Schonende Behandlung / Solide Preise

Freiwillige Versteigerung.

Donnerstag den 18. September d. J. versteigere ich in Bad Salzbrunn:

- a) vormittags 9 1/2 Uhr im Gasthaus „zum Schwert“: 1 Zinkbadewanne, 2 Sofas, 7 Bettstellen, 3 Schränke, 1 Regulator, 3 Korbfessel, 1 Küchenbüfett, 3 Rohrstäbte, 1 Waschtisch, 1 Sofatisch, 5 Drahtbettstellen, 2 Kutschgeschirre, 1 Arbeitgeschirr, 2 Delbilder, 100 H. Blumentöpfe, 1 Bed.-Apparat, 1 Weinschrank, 1 H. Gasföcher, 1 Pflanzentafel, 1 Gemüseschneidemaschine, 1 Meyers Konversationslexikon u. a.;

- b) von vormittags 10 1/2 Uhr ab auf dem Grundstück Berliner Hof: 1 Partie austrangierte Logierhausmöbel, und zwar: Bettstellen, Matrasen, Spiegel, Tische, Kommoden, Nachttische, Kleiderständer, Stühle, Sofa, Sessel, Bänke, Gardinenstangen, Waschtische, Fensterrolleaux, Lampen u. a. m. Alle Sachen sind gebraucht. Besichtigung von 9 1/2 Uhr ab an den Versteigerungsstellen.

Schneider, Gerichtsvollzieher in Waldenburg.

Hdr. Hermisdorf. Obst- u. Weißtrautverkauf.

Mittwoch den 17. September 1919 und folgende Tage im Ehrig-Gut Verkauf von Weißtraut und Obst. Weißtraut 1 Pfd. 8 Pf., von 25 Pfd. an je Str. 5,50 M.

Nieder Hermisdorf, 16. 9. 19. Gemeindevorsteher.

Neuzendorf. Kartoffelverkauf.

Donnerstag den 18. d. Mts. findet ein Verkauf von Kartoffeln wie folgt statt:

Für Haus Nr.	1 bis 100	von 7 1/2 bis 9	Uhr vormittags,
101	122	9	10
123	153	10	11
154	203	11	12

die Einwohner von Steingrund von 12 bis 1 Uhr mittags. Abgegeben werden pro Person 7 Pfund für 90 Pf.

Neuzendorf, 15. 9. 19. Amts- u. Gemeindevorsteher.

Abhilfe

der Verkehrsnot

Für rationelle Ueberland-Transporte aller Art Massengüter im Ban- und Holzgewerbe, in Müllereien, Brauereien, Speditionsgeschäften, von Kohlen, Kali und Erzen, für Transport- und Antriebszwecke in der Landwirtschaft neue und gebrauchte

Dampf-Strassenzug-Maschinen

20 bis 40 PS, zum Ziehen von Lasten von 20 000 bis 60 000 kg brutto mit Drahtseilwinde

- zirka 400 Stück Fabrikat Lanz VLO
- zirka 50 Stück Fabrikat Badenia
- zirka 200 Stück Fabrikat Kemna u. System Kemna
- zirka 15 Stück Fabrikat Maffei
- zirka 30 Stück Fabrikat Wolf

als Gelegenheitskauf

sofort lieferbar

in allen Preislagen, dazu zirka 400 Stück 5- und 8-t.

Normal-Anhänger und Kipp-Anhänger sowie Langholzwagen

Standorte: Mannheim, Breslau, Leipzig, München, Nürnberg, Dresden, Magdeburg, Berlin usw.

„RHEMAG“ REENANIA Motorenfabrik A.G. MANNHEIM

und BERLIN N, Schönhauser Allee 53
BRESLAU, Hohenzollernstrasse 61

Umsonst

Preisliste m. Abbildung meiner berühmten

Rembrandt-Porträts.

Anfertigung n. jed. Photographie auch von Verstorbenen bis zu Lebensgröße. Für Ähnlichkeit Garantie. W. Ender, Neufölln, Pannierstr. 22.

Versandhaus Eximport,

Chemnitz, Altchemnitzer Straße 4.

Damenstrümpfe,

alle Farben, Preislage 4,50 bis 14.— per Paar, reinwollene

Damenstrümpfe,

Preislage 6,50—14.— p. Paar,

Herrensocken,

4.— bis 7.— per Paar,

starke Kinderstrümpfe,

Größe 3, M. 2,50 bis 6.— per Paar, Steigerung 50 Pf. per Gr.,

Füßlinge, fein u. str., a. Wolle, Preisl. 1,50—3,50 per Paar.

Probeaufträge, Versand geg. Nachnahme.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Jeder Schuhmacher

sein eigener

Schnürriemen-Fabrikant

ohne besonderes Handwerkszeug!

Auskunft mit Abbildung gegen

Einsendung von 1.— M. erteilt

A. Meixner, Ober Weistritz,

Kreis Schweidnitz.

Ausweise für Stellenvermittlerinnen

sind vorrätig in der

Exp. d. Waldenburg. Zeitung.

Platzhüter-Korps Waldenburg.

Mittwoch den 17. Septbr., abds.

1/7 Uhr: Versammlung der

Platzhüter in der Städtischen

Lunthalle.

Union-Theater

Heute bis Donnerstag!

Ein herrlicher
Riesen-Kunstfilm!

Der Berschwender.

Großartig schönes Schauspiel
in 10 Akten.

Unter Mitwirkung des
gesamten ehemaligen

Wiener Hofoper- Balletts!

Vornehme, prächtige Auf-
machung und äußerst
spannende Handlung!

Ferner: Das
gute Besprogramm!

Abschriften,
bezw. Vervielfältigungen jeder Art, Steuerfachen,
Bilanzen,

Inventuren, monatl. Bücherordnen in Pauschal-
Afforde. usw.

bei G. W. Jakob, Waldenburg i. Schlei.
Bedingungen, Preise usw. 2 M. franko.

Waldenburger Brauhaus

eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Gastpflicht
in Waldenburg i. Schlei.

Donnerstag den 25. September 1919,
nachmittags 3 Uhr,

findet im „Ausgank des Waldenburger Brauhauses“
(Stadtbrauerei), Charlottenbrunner Str. 2/3, in Waldenburg die

6. außerordentliche General-Versammlung

Tagesordnung:
Ankauf des Stadtbrauerei-Grundstückes Waldenburg,
Charlottenbrunner Str. 2/3 (§ 20 Abs. 4).

Der Aufsichtsrat
des Waldenburger Brauhauses e. G. m. b. H.
Spohn, Vorsitzender.

Ettablissement „Goldenes Schwert“

Waldenburg.

Erstes und ältestes Konzertlokal am Plage.

Täglich abends:

Erstklassiges Konzert

des berühmten

Damen-Salon-Orchesters Masurel-Schmidt.

Kurtheater Bad Salzbrunn.

Mittwoch, 17. Septbr., 1/2 8 Uhr

Weiterer Abend

von Paul Hilbig-Edelhof.

Orient- Theater

Freitagsstrasse N. 5

Nur Dienstag bis Montag:
Unser Liebling

Lotte Neumann

in:

Das Spiel mit dem Feuer.

Herrliches
Filmspiel in 5 Akten.

Ferner der beliebte
Künstler

Bernd Aldor

in:

Der Seelenkäufer.

Schauspiel in 4 Akten.
Reizvolle Handlung!
Prüchtige Ausstattung!

APOLLO Theater

Oberwaldenburg
(Zur Plümpe)

Nur 3 Tage!

Dienstag bis Donnerstag:
Ein schöner Spielplan!

Die Macht des Andern

oder:

Das Schicksal eines Pastorlächterchens.

Filmdrama in 4 Akten.
Vochinteressante, spannende
Handlung!

Meisternaftes Spiel!

Tollen Humor

bietet das Lustspiel:

Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.